

(Nachdruck verboten.)

101

Die Inselbauern.

Roman von August Strindberg. Deutsch von Emil Schering.

Die Ankunft der Städter unterließ nicht, ihren Einfluß auf Sinne und Sitten der Inselbauern auszuüben. Täglich Menschen vor sich zu sehen, die festtäglich gekleidet waren, jeden Tag zum Sonntag machten, ohne Ziel spazieren gingen und ruderten, badeten und musizierten; sich die Zeit vertrieben, als gebe es keinen Kummer, keine Arbeit in der Welt — das erregte anfangs Neid, sondern nur Erstaunen; Erstaunen darüber, daß das Leben sich so gestalten könne; Erstaunen über Menschen, die ihr Dasein so angenehm und ruhig, so rein und fein vor allem einzurichten vermochten, ohne daß man sagen konnte, sie hätten anderen Unrecht getan oder Arme geplündert.

Ohne sich dessen bewußt zu werden, fingen die Inselbauern an, sich stillen Träumen hinzugeben; verstohlene Blicke nach der Großtuga zu werfen. Sahen sie ein helles Sommerkleid auf der Wiese aufleuchten, blieben sie stehen und weideten sich an den Anblick wie an etwas sehr Schönerem. Gewahrten sie einen weißen Schleier um einen italienischen Strohhut, ein rotes Seidenband um einen schlanken Leib, in einem Boot auf der Bucht, zwischen den Fichten des Waldes, wurden sie still und andächtig vor Sehnsucht nach einem unbekannten Etwas, daß sie nicht zu hoffen wagten, zu dem sie sich aber hingezogen fühlten.

Gespräch und Lärm unten in der Küche und der alten Stuga nahmen eine stillere Art an. Carlsson erschien beständig in reinem, weißem Hemd, hatte auch wochentags eine blaue Tuchmütze auf und nahm allmählich das Aussehen eines Verwalters an; hatte einen Bleistift in der Brusttasche oder hinterm Ohr und rauchte oft eine leichte Zigarre.

Gustav zog sich dagegen zurück, hielt sich so abseits wie möglich, um nicht zu Vergleichen Anlaß zu geben; sprach bitter von Städtern im allgemeinen; mußte sich und andere öfter als früher an das Geld auf der Bank erinnern; machte weite Bogen, um an der Großtuga vorbeizukommen und den hellen Kleidern auszuweichen.

Rundqvist ging mit finsterem Gesicht umher, hielt sich meist in der Schmiede auf und erklärte, er frage den Teufel nach der ganzen Welt, und sei es die Königinwitwe selber.

Norman dagegen holte seine Soldatenmütze hervor, schnallte den Hungerriemen über das Wams und schlug Haken um den Brunnen, wohin die Mägde der Herrschaft morgens und abends zu kommen pflegten.

Am schlimmsten kamen Clara und Lotte weg; die sahen bald alle Mannsleute feige abfallen, um zu den Mägden der Herrschaft überzugehen, die sich auf Briefen Fräulein nennen ließen und im Gut nach Dalarö, dem Badeort, fuhren. Clara und Lotte mußten barfuß gehen; im Viehstall war es so schmutzig, daß sie ihre Stiefel bald verdorben hätten; auf der Wiese und in der Küche war es zu heiß, um beschützt zu sein. Sie trugen dunkle Kleider und konnten sich nicht einmal eine weiße Passe erlauben, infolge von Schweiß, Ruß, Spreu. Clara machte einen Versuch mit Manschetten, kam aber übel an; sie wurde sofort entlarvt, und man lachte lange über sie, daß sie sich in Wettstreit eingelassen. Doch am Sonntag hielten Clara und Lotte sich schadlos; da legten sie einen Eifer für den Kirchengang an den Tag, wie man seit Jahr und Tag nicht gesehen; nur um ihre besten Kleider anziehen zu können.

Carlsson machte sich immer etwas beim Professor zu schaffen; blieb stets am Vorbau stehen, wenn jemand dort saß; fragte nach dem Befinden; sagte schönes Wetter voraus; schlug Ausflüge vor; gab Ratschläge und Aufschlüsse über die Seefischerei. Dann und wann bekam er ein Glas Bier oder einen Kognak. Die anderen beschuldigten ihn bald, halblaut, er schmarte.

Am Sonnabend, wenn die Köchin der Herrschaft nach dem Badeort Dalarö fuhr, um einzukaufen, entstand ein Meinungsaustrausch, wer sie rudern solle. Carlsson entschied die Sache ganz einfach zu seinen Gunsten, denn das Kleine, schwarze, weißhäutige Mädchen hatte es ihm angetan. Als die Alte ihm Vorstellungen machte, der erste und wich-

tigste Mann auf dem Hof dürfe sich nicht mit solchen Kleinen Diensten befassen, antwortete Carlsson, der Professor habe ihn eigens gebeten, weil wichtige Briefe zur Post müßten. Gustav verriet wider Willen, daß auch ihm daran gelegen sei, den Boten zu machen, indem er vorschlug, die Briefe sollten ihm anvertraut werden.

Carlsson aber erklärte bestimmt, er könne unmöglich zugeben, daß der Hausherr Knechtesdienste verrichte; das gebe den Leuten nur Stoff zum Klatschen. Und dabei blieb es.

Den Dalaröboten zu machen, hatte seine Vorteile, die der sündige Knecht im voraus ausgespürt. Zuerst war man allein mit dem Mädchen auf See und konnte ungestört mit ihr schwätzen und schäkern. Dann folgten Bewirtung und Trinkgelder. Und im Badeorte konnte er sich alle Kaufleute verpflichten, indem er ihnen einen Kunden verschaffte; das brachte immer einen Händedruck ein, einen Schnaps hier, eine Zigarre dort; auch fiel ein gewisser Schein von Ansehen auf den, der Aufträge vom Professor zu besorgen hatte, am Wochentag fein gekleidet war und sich in Gesellschaft eines Fräuleins von Stockholm befand.

Die Fahrten nach Dalarö fanden jedoch nur einmal in der Woche statt und hatten keinen störenden Einfluß auf den regelmäßigen Gang der Arbeit. Carlsson war nämlich so pfliffig, die Tage, an denen er fort war, den Burschen die Arbeit in Akkord zu geben: Sie mußten so und so viele Klaster entwässern, und so und so viele Acker pflügen, so und so viele Bäume fällen; dann waren sie frei. Die Leute gingen mit Vergnügen darauf ein, denn auf diese Weise konnten sie schon zur Besperzeit fertig sein.

Bei solchen Gelegenheiten, wenn die Arbeit zugemessen und die geleistete geprüft werden mußte, kam der Bleistift und das jetzt eingeführte Notizbuch zu Ehren. Carlsson gewöhnte sich daran, als Verwalter aufzutreten und allmählich die Arbeit auf andere Schultern gleiten zu lassen.

Gleichzeitig richtete er sich auf der Kammer wie in seinem eigenen Junggesellenzimmer ein. Tabakrauchen war längst eingeführt; auf den Tisch am Fenster hatte er ein grünes Taschentintensaf, Federhalter, Bleifeder, einige Bogen Postpapier aufgesetzt und mit Leuchter und Streichholzgestell geordnet; es sah aus wie ein Schreibtisch. Das Fenster ging nach der Großtuga; daran saß er in seinen Erholungsstunden und beobachtete die Bewegung der Herrschaft; auch konnte er hier zeigen, daß er zu schreiben verstand.

Abends machte er das Fenster auf, legte die Ellbogen aufs Fensterbrett und schmauchte eine Pfeife oder einen Zigarrenstummel, den er aus der Westentasche hervorholte. Oder er las ein Wochenblatt. Von unten sah das so aus, als sei er der Hausherr selber.

Wenn es aber dämmerig wurde und er Nicht anstede, legte er sich aufs Bett und rauchte. Dann kamen die Träume, Pläne vielmehr; die bauten sich auf Umstände auf, die zwar noch nicht eingetreten waren, aber durch eine kleine Befingerung sich vielleicht einstellen konnten.

Als er eines Abends so auf dem Rücken lag und „Schwarzen Anker“ qualmte, um die Rücken zu betäuben, während seine Augen sich auf das weiße Laken hefteten, das die Kleider bedeckte, ließ dieses plötzlich los und fiel zu Boden. Wie den Schatten einer Reihe Soldaten sah er die ganze Garderobe des Verstorbenen an der Wand Flankenmarsch machen; gegen das Fenster und zurück zur Tür, je nachdem das Licht im Zuge flackerte. Carlsson glaubte den Toten in all die Gestalten zu sehen, welche die Kleider auf die karierte Tapete zeichneten. Da kam er in Koppe aus blauer Boi und in grauen Tuchhosen, in denen Knie waren, da er mit denen im Trebel am Steuer gefessen, wenn er mit Fischen nach der Stadt segelte, um dann in der „Messingstange“ mit dem Fischkäufer Toddy zu trinken. Hier kam er in schwarzem Gehrock und langen, flatternden Hosen; so ging er zur Kirche, wenn Beichte war; so war er auf Hochzeit, Begräbnis, Kindstaufe gekleidet. Dort hing die schwarze Nade aus Schaffell; die hatte er an, wenn er im Herbst und Frühling am Strand stand und Zugnez zog. Dort brüstete sich der große Seehundpelz, der noch Spuren vom Weihnachtschmaus trug. Der Reifegurt, mit grünem, gelbem, rotem Wollgarn gestickt, ringelte sich wie die große Seeschlange bis auf den Boden.

Carlsson wurde warm unterm Hemd, wenn er sich in

Den schönen, seidenweichen Pelz hineindachte; sich vorstellte, wie er auf einen Schlitten übers Eis schoß, eine Kappe aus Seehundsfell auf dem Kopf; wie die Nachbarn den Weihnachtsgast am Strande mit Feuern und Büchsenbüchsen empfangen; wie er in der warmen Stube den Pelz auszog, um dann im schwarzen Luchrock dazustehen; wie der Pastor ihn mit du begrüßte und er ganz oben an der Schmalseite des Tisches sitzen durfte, während die Knechte an der Tür standen oder sich aufs Fensterbrett geschwungen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Unter der Mitternachtssonne.

I.

Für jeden, der davon überzeugt ist, daß die ökonomischen Momente im Leben eines Volkes von ausschlaggebender Bedeutung für seine Entwicklung und seinen Charakter sind, ist das nördliche Norwegen ein klassisches Beispiel für diese Anschauungen. Hier, wo das wirtschaftliche Leben lokalisiert und seit Jahrhunderten fast gleich blieb, ist auch das kulturelle Leben seit Jahrhunderten lokalisiert und im innersten Wesen fast gleich geblieben. Die soziale Schichtung der Bevölkerung ist aber ohne Zwischenstufen ganz nach ihrer Erwerbsart durchgeführt.

Die Hauptgruppe bilden die Fischer. Man staunt in Norwegen darüber, daß diese sozialistisch gesinnt sind, daß fast das ganze Gebiet sozialistisch gesinnt hat und daß sich unter den sozialistischen Abgeordneten auch ein Lappe befindet. In Kristiania hat man dafür stets die Erklärung, daß dies dem persönlichen Einflusse Dr. Erichsens zu danken ist, der als Priester das Vertrauen und das Ohr der sehr religiösen Fischer besitzt. In Tromsø sagte mir ein sehr intelligenter und sonst klar urteilender Mann, daß die sozialistische Gesinnung der Fischer eigentlich nur ein Ausdruck ihrer ungünstigen Lage sei, ein Protest gegen den Händler, dessen Schuldner er ist und der gewöhnlich Anhänger der radikalen Linien und politisch einflussreich ist. In Tromsø und Narvik aber — wo die Fischer zum größten Teil Lappen sind — hat man dafür die Erklärung, daß die Lappen minder intelligent, also leichtgläubig und daher der Agitation leicht zugänglich sind. In Finnmarken wird wieder der persönliche Einfluß Egedes-Rissens und der Frau Wessel als Ursache angegeben.

Prüft man aber die Verhältnisse näher, so sieht man, daß der Einfluß der genannten Personen wohl besteht, aber nur, weil sie Sozialisten sind. Der Fischer des Nordlandes*) ist prädestiniert für den Sozialismus und dessen Wirtschafts Ideale. Das ist leicht zu beweisen. Der Hauptfischfang — Hering und Dorsch — wird in der folgenden Weise betrieben: Man geht gemeinsam auf den Fischfang aus, arbeitet gemeinsam und verteilt die gemeinsame Beute zu gleichen Teilen. Für individuelle Arbeitsleistung ist kein Raum da. Nur solidarische Arbeit kann bestehen. Man schließt sich freiwillig in Gruppen zusammen, wählt freiwillig einen Führer und arbeitet.

Weiter nichts braucht der Fischer zu seiner Arbeit als Boot und Netz. Beides kann er, wenn es sein muß, sich selbst anfertigen. Das Meer ist ihm — mit Ausnahme von zwei Seemeilen festgesetzten Küstenterritoriums — überall frei zugänglich, das ganze große Meer mit seiner reichen Beute. Ist das nicht die fast freie Verfügung über die Produktionsmittel, das Genussrecht auf die Naturprodukte und das Recht auf Arbeit? Wer hier leben will, muß arbeiten. Nur einer nicht, der Händler, der Fischhändler. Man bringt ihm die Ware ins Haus und er bezahlt, ohne persönliche Arbeitsleistung. Der ganze Apparat des modernen Wirtschaftslebens, Banken, Technik, geistige Arbeitsleistung, fällt bei ihm aus. Zwischen dem Fischer und dem Konsumenten steht nur der Kaufmann, der Zwischenhändler, der den größten Profit einheimst. Bedarf es da wirklich großer Agitation, um dem Fischer klar zu machen: der Zwischenhändler ist unnütz, er benachteiligt Euch und den Konsumenten? Muß sich nicht dem beschränktesten Fischer die Gewissheit aufdrängen, daß sich gleich dem Fischfange auch der Fischvertrieb so organisieren ließe, daß der Arbeitswert den Arbeitenden zufällt. Der Fischer trägt auch allein das wirtschaftliche Risiko, trägt es unter Einsetzung des Lebens, der Kaufmann aber hat seine gesicherten und regelmäßigen Absatzgebiete und — im Fischhandel — nie Verlust, sondern stets Gewinn. Das sieht der Fischer, das weiß er — kann es da wundernehmen, daß er den Kaufmann als sozialen Schmarotzer entfernt wissen will und sich dem Sozialismus anschließt?

Dazu kommt noch, daß der kapitalistische Betrieb jetzt auch in die Fischerei einzieht und Wirkungen zeitigt, deren Bedeutung man verstehen kann, wenn man den Fischfang näher betrachtet. Ganz auf kapitalistische Basis gestellt ist der Walfang, und obwohl der Wal ein Säugetier ist, ist er für den Fischer von der größten Bedeutung. Er ist der einzig sichere An-

haltspunkt für die Orte, wo die großen Heringszüge, die tief im Meere hinschwimmen, sich befinden. Seine Lieblings- und Nahrung sind die Heringe und Dorsche. Ihre Schwärme verfolgt er und treibt sie in die Fjorde, und da er, um Atem zu schöpfen, in Zwischenräumen von 1—2 Minuten an die Oberfläche kommen muß und dabei zugleich einen oft bis 50 Meter hohen Wasserstrahl ausstößt, verleiht seine Anwesenheit auch die Anwesenheit der unter dem Wasser gehenden Fischzüge. Mitte Juli oder anfangs August tauchen im Küstengebiet zahlreiche Wale auf, die den Hering, der aus dem Ozean zum Laichen in die Fjorde geht, folgen. Der Wal ist daher für den Fischer ein gerne gesehenes Tier und ein wichtiger, fast unentbehrlicher Faktor für das Gelingen ihrer Arbeit. (Außer dem Wale sind auch die in dichten Schwärmen dem Heringszuge folgenden Wälen, deren Beute die einzelnen an die Oberfläche des Wassers kommenden Fische sind, dem Fischer ein Merkzeichen, doch sind sie nicht so zuverlässig und so leicht zu verfolgen wie der Wal.) Daher treten auch die Fischer für die Schonung des Wales ein, und diese Frage gab den ersten Anlaß zu dem Zusammenstoße mit dem Großkapital, das in den Besitzern der Walfängerboote repräsentiert ist. Diesen ist selbstverständlich an der reichsten Ausbeute gelegen, die Fischer befürchten aber die Ausrottung der Wale; denn es ist Tatsache, daß sie sich nur äußerst spärlich vermehren. Man glaubt, daß ein etwa 100 Jahre lebender weiblicher Wal nur 3—5 Junge zur Welt bringt. Da haben es die Fischer durchgesehen, daß der Walfang im Küstengebiet von 8 Seemeilen durch das Gesetz vom Jahre 1904 verboten wurde. Nun ist dafür nur das freie Meer offen; die Hauptfangorte jedoch sind Spitzbergen und Grönland.

Neben den norwegischen und dänischen sind es hauptsächlich englische Unternehmer, die die Walfangboote ausrüsten. Die englischen Boote haben fast durchweg Schotten als Besatzung. Die Walfangboote sind speziell gebaute Dampfer, die sehr leicht lenkbar sind, denn der verwundete Wal ist ein sehr gefährlicher Gegner. So friedlich er unterwunden ist — niemals verfolgt er oder greift er Schiffe an —, so gefährlich ist er, wenn er im Schmerz um sich schlägt. Streift da die Schwanzflosse das Schiff, so ist es unrettbar verloren. Deshalb ist es das Bemühen der Walfänger, das Tier sofort so schwer zu verwunden, daß es kraftlos untersteht. Die Harpunen sind an einem mehrere hundert Meter langen biden Seidentau — Seide ist das haltbarste und zugleich überaus elastische Material für Tau — befestigt und tragen an den Spitzen wie Torpedos, Explosivstoffe. Ist nun die Harpune aus der Harpunenkanone abgefeuert, und trifft sie den Körper des Wals, so explodiert die Masse an der Spitze, reißt den Körper auf und die Harpune angelgt sich fest. Durch Manöver vom Schiffe mittelst des sehr elastischen Seidentauens wird die Harpune tiefer in den Körper gedrückt, also besser verankert, und das Tier wird zugleich schwerer verwundet. Ist es gesunken, so wird es dann vorsichtig an dem haltbaren Seidentau mit Dampfkraft gehoben und mit Ketten an den Außenseiten des Schiffes befestigt. Ist das Tier größer als die Schiffsbordseite, so wird es mit eigenen Schleppern nach dem Hafen gebracht. Oft kommt es aber vor, daß ein plötzlich hereinbrechendes Unwetter die Mannschaft zwingt, die Beute und das Tau im Stiche zu lassen.

Da die Ausrüstung der Boote sehr teuer ist — das 400 bis 700 Meter lange Seidentau allein kostet 12—20 000 M. —, ist dieser Fang ganz in den Händen der reichen Kaufleute, die die Expeditionen ausrüsten, monopolisiert. Die Mannschaft der Boote ist angeworben und erhält ein Viertel des Wertes der erlegten Tiere gemeinsam, sowie jeder Mann 60 bis 100 Kronen monatlich. Ein großer Wal liefert 150 Tonnen Tran, die Tonne zu 45 M. (40 Kronen). Natürlich liegt es im Interesse der Walfangunternehmer, eine möglichst große Anzahl von Tieren zu erlegen, was wieder den Interessen der Fischer widerspricht. Diese aber glauben beständig, daß, wenn der Schutz im Küstengebiet längere Zeit aufhalten wird, die Tiere mit ihrem sicheren Instinkte das offene Meer verlassen und das Küstengebiet aufsuchen werden.

Taucht im Sommer der Wal im Fjord- und Inselgebiete auf, so ist die Zeit des Heringsfanges gekommen. Zuerst werden von den Fischern die Wale gesichtet; wo sich diese befinden, ist auch der Heringszug. Dieser flüchtet vor dem Wal mit sicherem Instinkte in die engen Fjorde, wo ihm der Wal nicht mehr folgen kann. Dort ist der Fischzug aber den Regen der Fischer erreichbar. Da sich der Schwarm immer auf der Flucht vor dem Wale befindet, der ihm kreuz und quer den Weg versperrt, ist es auch ganz unsicher, wohin er sich wendet. Es ist Zufall, wo er ans Land geworfen wird. Geworfen — das ist der rechte Ausdruck. Er strebt geängstigt dem Fjordende zu. Kommt er zur Ebbezeit bei niedrigem Wasserstande, so rennt er sich — er schwimmt in einer Dichte von 3 bis 5 Meter dahin und verhindert oft das Ankerwerfen der Schiffe — im niederen Wasserstande am Grunde fest, die nachkommenden Fische drängen über die festgerannten hinweg dem Lande zu, sind überall zusammengedrängt und führerlos. Ist nun das Nahen des Heringszuges rechtzeitig signalisiert worden, so wird ihm durch die bis 300 Meter tiefgehenden Riffe der Rückweg versperrt und er durch die Riffe vorwärts ans Land gedrängt, an das Land geworfen. Manchmal schlüpft aber, wenn das Netz nicht tief genug geht, der größte Teil der Heringe unter dem Netz ins Meer zurück. Ein vollkommen geglückter Heringszug ergibt 20—25 000 Fässer Füllung. Auch hier ist die Fangweise verschieden. Die wohlhabenden Fischer schaffen sich — aus einer Art Produktivgenossenschaft — gemeinsam ein „Sildbaad“

*) Wenn hier und an anderen Stellen vom „Nordlande“ gesprochen wird, so ist damit das ganze nördliche Norwegen gemeint, also das Amt „Nordland“ und die Aemter Tromsø und Finnmarken.

an, ein Netz, das mehrere hundert Meter lang und ebenso breit ist, also das Fjordende ganz sperren kann. Die ärmeren Fischer betreiben den Fischfang in Gruppen von 5 bis 7 Mann, wobei sie mit kleineren in das Wasser herabgelassenen Netzen einen Teil des Heringszuges abschöpfen.

Die Unbestimmtheit der Fangorte und die Notwendigkeit des — sozusagen — Handbetriebes verhinderten bisher, daß dieser Fischfang industrialisiert wird. Doch wird der Ertrag der Fischer durch einen anderen Umstand sehr geschmälert. Ein Teil des Ufers ist Privatbesitz. Stranbet der Heringszug nun in einer Fjordede, deren Ufer Privatbesitz sind, so verlangt der Besitzer, da der Fisch „auf seinem Grunde gefangen“ wurde, ein Drittel der Beute als Gewinnanteil und erhält ihn auch, da er sonst das Betreten seines Bodens verbieten kann. Wohl gemerkt: der Fischer verfolgt unter Lebensgefahr den Heringszug, lauert ihm bei Sturm und Wetter manchmal tagelang auf. Er hebt ihn an das Land, bearbeitet ihn. Der Bodenbesitzer, der in dem Lofotengebiet zum größten Teile auch zugleich der Kaufmann ist, leistet dabei keine Arbeit, erlaubt nur, daß die Fischer zur Bergung des Fanges das Ufer betreten und erhält dafür ein Drittel des Fanges. — Versticht man nun, weshalb die Fischer der sozialistischen Agitation zugänglich, weshalb sie Klassengegner der Kaufleute und Gegner des Privatbesitzes an Grund und Boden sein müssen?

Ganz ähnlich, wie der Heringsfischfang im Sommer, vollzieht sich der Dorfsfischfang im Winter, nur sind da die Fischbänke bekannt und die Verfünder der Dorfschüge sind da die Vögelschwärme, die ihnen folgen. Er ist auch ein ständiger Bewohner dieser Gewässer, während der Hering den Ozean nur im Sommer verläßt, um in den Buchten zu laichen. Die Grundbasis der wirtschaftlichen Existenz der Nordlandfischer ist der Hering, und niemand weiß, woher er kommt, wohin er geht. Er ist das Manna, das aus dem Meere kommt. —

Neue Erzählungsliteratur.

A. G. v. Kahl: Im Palaste der Mikroben. Uebersetzt von Math. Mann. (Verlegt bei Haupt u. Hammon, Leipzig.)

Der Palast der Mikroben — das ist jene Schredens- und Schmerzens-Arnada, die sich zu dem unglücklichen Zug Koschdestwenskis nach Ostasien rüstete. Nicht viel mehr als diese Todesfahrt der Russen gegen die Japaner auf schlechtgebauten und überbemannten Schiffen schildern die drei biden Bände des Romans. In der Reihe der Bücher, die vom Kriege handeln, lobert gemeinlich die flammende Begeisterung, die die Menschenschlächterei für Gott, König und Vaterland verherrlicht, oder es wird die Verdammnis über die Mordgrenel ausgesprochen, wie in den Friedenspropagandaschriften einer Verta v. Suttner und Genossen. Die Verwüstungen am Leibe und am materiellen Wohl der Menschheit stehen da im Mittelpunkt — hier aber wird der Seelenmord des Krieges gezeigt, jene fürchterliche Suche, die die Gedanken und Gefühle der Menschen vergiftete, die bestimmt waren, ihr Leben einem unbekanntem Feinde zu opfern unter einer elenden und unsinnigen Strategie. A. G. v. Kahl — man wird sich den Namen dieses dänischen Schriftstellers merken müssen, denn er ist einer von der Klasse Johannes W. Jensens, der mit vergrößertem Spürsinn und einer eminenten Mittelungskraft das Labyrinth der Psyche entwirrt — zeigt in unheimlich bellemmendem Naturalismus, in dem sich doch wieder geistige, ethische und poetische Strahlen faszinierend brechen, die grauenvolle Degeneration der Besatzung des Schiffes, das nichts anderes bedeutete, als eine demonstrative Parade. Infolge der Gewissheit, daß die miserable Flotte und der jammervolle Kriegszug nur ein zweckloser Humbug ist, erkrankten Offiziere und Mannschaft an dem Bazillus der Hoffnungslosigkeit. Und in dieser Hoffnungslosigkeit kriecht über Gähnen, Langeweile, allerlei Selbstbetrug und Gefühlsmaserade langsam und zermürbend die Bestialität hervor. Der Mechanismus der gesellschaftlichen Konvention gerät ins Stocken, brutale Gedanken drängen zu brutaler Handlung, die moralische Zwangsjacke zerreiht und der Kulturmenschen schält sich in der ganzen Blöße seiner Seeleninamie heraus. Luschinsky, der junge Offizier mit der Wahrheit eines guten Jungen wird zum Brennpunkt des Romans. Durch das Beispiel seiner Kameraden — es sind vier oder fünf Hauptcharaktere, die jeder ein Kapitel feinsten Seelenanalyse für sich bilden — und infolge der Ausichtslosigkeit auf Rettung und Sieg vollzieht sich in unaufhaltsamer Zerrüttung auch an ihm der Prozeß der Degeneration. Die Seiten über das sadistische Verhältnis zu seinem Diener Ivan sind eine verblüffende Studie bestialischer Verirrung und das spätere Erwachen des Gewissens nach dem Tod des armen Wurschen ist mit Tolstoischer Feder geschrieben. Zu plastischer Anschaulichkeit erhebt sich die Schilderung des angestauten Verzweiflungsgefühls in Luschinsky, das sich in einem erotischen Peitschen an dem Wurschen, in einer Art sexuellen Rache entlädt. Und mit Luschinsky wird auch das ganze Geschwader zu Verberstalten getrieben. Sie heulen in die Ewigkeit hinein, die Hitze, die ihnen die Mikroben von Madagaskars pesterfüllter Erde eimerweise ins Fleisch pumpt, machte ihr Blut von Krankheiten lodend, und damit ist eine unverständene Fackel der Begierde angezündet. Sie schwält, brennt, lodert, sengt und Meuterei, Unzucht, Mord ist die traurige Auslösung. Des Wurschen blauschimmerndes Hausenblasenanliß verfolgt Luschinsky

in seine Träume, die jungen Leiber der Rabetten werden von der Brunst der Menschenbestie angehabet. Ehe noch Logo der Menschenzermalmer zu demn anfangt, ist schon die russische Flotte, im Innersten verfault, verloren. Im Palast der Mikroben ist von Mann nur das „Stativ seiner Männlichkeit“ übrig geblieben. Delirien wurden alle und für dieses grausige Delirium findet Kahl Worte von einer ebenso grauenhaften Wildhaftigkeit. Sein Stil erinnert an die hektische Sprache des Russen Brjussow, der gleichfalls anormale Seelenzustände mit einer Wollust der Grausamkeit schildert, auch der Franzose Brulat hat in seinem Roman „Eldorado“ ein ähnliches Thema mit ähnlicher überhitzter Leidenschaft behandelt. Doch Kahl übertrifft beide noch in seiner zerfleischenden und entblößenden Ekstase. Es sind darum weniger die Scheußlichkeiten, Verwuchstheiten, das Bacchanal flagellierender Degeneration, was in diesem Roman wie mit glühendem Stift sich eindrennt in das Gedächtnis des Lesers: es ist vor allem dieser vernichtungswütige, phantastisch-beladene Stil, der wirkt, wie ein einziger unaufhörlicher Krampf! Man mühte zur Kritik dieses Stils ganze Seiten anzuführen, um ein Bild von seinem Wortreichtum zu geben. Seine quälenden Vergleiche sind fast alle aus der Moake, aus der Zone der Ekstasente, die Sprache ist eitrig, voll Schleim und Geschwüre. Wie bin ich so zwischen physischem Ekel und Bewunderung hin und her geworfen worden. Doch muß ich gestehen, daß weniger mehr gewesen wäre. Man könnte z. B. fast einen ganzen Band allein mit den Stammellauten füllen, die Kahl im Dialog zur Nervenfolter des Lesers anbringt. Math. Mann betont in einer Vorrede, daß sie die erste sei, die sich erküht habe, den Versuch zu machen, dem deutschen Leser einen Eindruck von der eigentümlichen Kraft der Sprache Kahls zu geben. Mir will aber doch scheinen, als ob in der slavischen Anlehnung an die individuellen Wendungen des Originals manches Forcierte und manche Schiefheit mit unterlaufen ist. Stellen wie: „Grundwasser zu einem Fest legen“, „Verpflichtetheit“, „Inwendigkeit“, „vom Schweiß des vorigen Nals“ usw. klingen unserem Ohr etwas barbarisch. Freilich noch lange nicht so barbarisch, wie zum Beispiel folgende Sätze, an denen die Uebersetzerin allerdings schuldlos ist: „Sie machten ihn stangensteif über den ganzen Leib, schlugen ein Gitterwerk vor seinem Atemholen zu, spalteten seine sämtlichen Muskeln mit ihren kantigen Stöcken, klemmten seine Gedärme hie und da zusammen, so daß sie gliedergeteilt und quabbelig wurden wie Wandwürmer und zerzten ihm den Mund rund. Käss! Kö! . . . hö . . . hädste er“ . . .

Von solchen Sätzen trieft das Buch und bei allem Respekt vor der Ausdruckskunst der Kahlischen Dichterphantasie muß die Häufung seiner tropischen Metaphern doch zuletzt als Künstelei empfunden werden. Geistiger Reichtum ist die Stärke des Verfassers, aber eine Verschwendungssucht im Ausdruck ist seine Krankheit. Wir hoffen, daß er sich zu der Disziplin J. W. Jensens, den er übertrumpfen wollte, bekehrt. Vor der Hand behält der Eindruck einer experimentierenden Artistik die Oberhand.

Hemming Verger: Aus dem Tagebuch eines Einsamen. (Verlag S. Fischer, Berlin.)

Ein anderer Nordländer aus der Gefolgschaft Joh. W. Jensens. In seinem Roman Hail arbeitete er noch im Goldampf des Gigantenstils, wenn man das Quadrertimmen von gleichnisbeschwerten, koloristischen Sätzen so nennen will und seine Psychologie war gewissermaßen eine kosmische. Nun schreibt er mehr aus einer kulturellen Ruhe heraus, die Psychologie, die das stutende Leben umhüllenden wollte, hat sich von den hilflosen Umlingen weg den empfindenden Lebewesen zugewandt. Diesmal ist es nicht die Stadt selbst, oder ein Symbol des Lebens, das ihn beschäftigt, wie in Hail, diesmal sind es Menschenherzen. Dabei ist sein Stil stiller geworden, die athletische Gebärde, mit der Kahl noch Keulen schwingt, ist bei Verger verschwunden. Man darf mit Freuden konstatieren, daß dieses zweite Buch keinen Abstieg, sondern einen Aufstieg bedeutet. In einer Pariser Studenten- und Künstlerherberge, dem „Gespensterhotel, in dem die Menschen an Raumangst leiden“, haust der Autor. Das Wandelpanorama der seltsamen Gäste, die dort hungern, phantastisch träumen, genialisch verderben, lieben und Schmerzen tragen, zieht an dem Leser vorüber. Seine Erlebnisse mit den Inassen, seine Beobachtungen vertraut der weltflüchtige Gast seinem Tagebuche an, seitenlang schaut er nicht nur durch die Wände der Zimmer, sondern auch durch die Wände der Herzen. Zur Geschichte webt sich Dichterphantasie und Erfahrung, zur Geschichte der Einsamkeit. Neben dem windverwehten einsamen Tagebuchschreiber wächst die Gestalt Hektors heraus, der veröpperten Melancholie, der in seinem öden Hotelzimmer in Einsamkeit trauert. Bettler, Dirne, Hund, Zigarre, Stod macht er auf Augenblicke zu Genossen seiner Verlassenheit, die ganze Marter des liebelosen Menschen, den die Nähe keines anderen wärmt, ist mit der feinen höfrenden Analyse weiterlebender Kunst geschildert. Und auf dem dornenbollen Leidenswege dieses Hektor, der seine Einsamkeit gleichsam näherte mit seinem blinden Willen, findet der Verfasser eine Weisheit: Einsamkeit ist Selbstschuld. Wer einsam sein will, wird es auch. Denn nicht von außen kommt Hilfe und Gesellschaft! So finden die einsamen Leben in dem Buche die Geschichte ihres Elends, aber auch eine Geschichte des Trostes und Aufpruchs. Wie in den Stellen der Göttlichen Komödie Dante folgte in das Inferno verweist, die eigentwillig in Kravrigkeit leben, so daß im tiefsten Höllenmoor die hausen, die „in der süßen Luft grämlich“ waren, so predigt auch Hemming Verger in seinem Tagebuch eines Einsamen wider die selbstverschuldete Isoliertheit wie die Hektors. Sie ent-

springt der Mutlosigkeit, die nach Verlusten nicht mehr an die Gewinnchancen des Lebens zu glauben vermag. In das Buch sind, wie die Frucht- und Blumenstücke Jean Pauls, entzückend poetische Kapitel eingestreut, wie das Zwiegespräch Hektors mit dem Koffer, die Stellen über Bezette, die Krage, oder Gold, die Schildkröte. Von zartem Märchenreiz aber sind die Seiten, die von Marcelle handeln, die aus Trost und Rache ein Spiel der Liebe trieb, das wie eine Farce anfing und wie ein Gedicht endete.

Oskar Wilde: De Profundis. (G. Fischer, Verlag Berlin.)

Ein Tagebuch schmerzlicherer Art! Auf der schönen weißen Westkettenstirn des Dichters der Salome lag unsichtbar die Wunde des tragischen Geschicks. Der von Oxford's Kolleg hinaus in die Welt trat, um von den Früchten aller Bäume im Garten der Welt zu essen, wurde durch die vier perverber Leidenschaften vom Throne gestoßen, auf dem er König war. Oskar Wilde, der von sich selbst in seiner Epistel aus dem Zuchthause zu Reading als von einem „Repräsentanten der Kunst und Kultur seines Zeitalters“ mit unsterblichem Ruhme schreibt, seine Werke „prachtvoll farbig“, „musikalisch“, „Goldbrokat“ nennt und mit Stolz rekapituliert, daß er alles, was er berührte, in ein Gewand der Schönheit hüllte, dieser Oskar Wilde des Glanzes und des Hochmutes sprach geistvolle Paradoxa, seine Finger zerpfückten eine Orchidee, während seine Fußspitzen in Polstern von alter chinesischer Seide wühlten. Und dann wurde aus Oskar Wilde der Sträfling O. S. S., dessen Finger das Berg von Schiffstauen in der Zuchthauszelle aufzuputzen und der dort in das gräßliche Bad steigen mußte, in das vor ihm die Reihe der anderen Gefangenen gestiegen waren. In diesen Tagen fürchterlichen Erwählens, da niemand mehr an seinen Lippen hing, um seinen geschliffenen, funkelnden Sägen zu lauschen, mit denen er „das ganze Dasein in ein Epigramm“ zusammenfaßte, in dieser schmerzvollen Zeit der öffentlichen Erniedrigung und der Gewissensbisse betrachtet er das schmachvolle Schauspiel seines Lebens und tiefe Demut kommt über ihn. De profundis, Aufzeichnungen aus dem Zuchthause, wurde zuerst diese Weiße der Demut genannt. Die vorliegende neue deutsche Ausgabe mit Einleitung und Anmerkungen von Max Meyersfeld läßt Wildes eigene Ueberschrift bestehen: Epistola: In Carcere et Vinculis, Botschaft oder Brief aus dem Zuchthause. Ist es wohl auch noch immer nicht der lädenlose Text des in den Händen des Empfängers, des als Robbi bezeichneten Kunsthändlers und Kunstschriftstellers Robert Koch, befindlichen Original-Briefes, so hat doch das in neuen würdigen Gewande erscheinende Buch die vollständigste Fassung erfahren. Die Rücksicht auf die noch Lebenden war in der deutschen Ausgabe weniger geboten als in England, dem Lande der Brüderie, da ohnedies jeder Brite das Recht hat, das Gedrucktwerden seines Namens in einem unangenehmen Zusammenhange strafrechtlich zu verfolgen. So liegt nun dieser erschütterndste und geistvollste Ausschnitt einer Autobiographie in der zurzeit möglichen Klarheit vor uns, und wir sehen einen Menschen, der die Welt mit Hygnismus aus den Angeln zu heben glaubte, der nicht für Gesetze, sondern für Ausnahmen geschaffen schien, wie er sich unter Leiden und Qual mit dem Geist hinter den Formen des Lebens in Einklang zu setzen suchte. Wilde hatte nicht den stoischen Gleichmut eines Sokrates, auch nicht das freie Verantwortlichkeitsgefühl für seine Taten, die ihn zum Paria machten. Im Kerker, da er den Tag mit dem Aufwachen seiner Zelle beginnt, verleugnet er die Renaissancemoral seines früheren Lebens und wird Wäcker im echt christlichen Sinne. Das Zuchthaus bedeutet ihm nicht das Ende, sondern der Anfang des Lebens, des neuen Lebens. So ergreifend sich die Selbstanklagen, die Versprechungen künftiger Sühnetaten lesen, so empfindet man doch diese Unterwürfigkeit als nicht zum Wilde gehörig. Daß er an einem Gesetze zusehender wurde, das die unerklärliche Physis des Menschen einem mittelalterlichen Paragraphen unterstellt, hätte sein Rebellentum herausfordern müssen nach dem Nihilismus: „Der Gewissenstift ist unanständig.“ Aber Oskar Wilde schreibt: „... im Leben wie in der Kunst verschleht die aufschreibende Stimmung die Kanäle der Seele und sperrt die Luft des Himmels aus.“ Und er kniet vor Christus und studiert die vier Trostgedichte der Bibel. Allerdings scheint gerade hier die ästhetische Vollstuf des Poeten durch, der Christus als den Vorläufer aller romantischen Bewegung im Leben anspricht. Es sind Stellen endlosen Weinens, in denen O. S. S. „die volle Brust des argen Stoffs entladet“, wundervoll Dichtersches kreuzt die Reflektionen, und daneben entzückt der Stillkünstler wie am ersten Tag. Denn der kultivierte Aristokrat in Wilde sucht auch dem Gefängnisleben und dessen schriftlichen Niederschlag einen artistischen Stil zu geben, der selbst beim Tode der Mutter nach Worten sucht, die „wohlklingend und hoheitsvoll genug in purpurnen Ruge meines unaussprechlichen Wehs einerschreiten“. De profundis ist um so tragischer, als Sebastian Melmoth, der nach dem Zuchthaus aus Oskar Wilde und O. S. S. wurde (unter dieser Nummer wurde die Zuchthausballade veröffentlicht), die Erhabenheit zur christlichen Reue, zur Demut und Sehnsucht nach dem Guten wieder zertrümmert. Denn der der Freiheit wiedergegebene Sebastian Melmoth war stumpf und tot, noch ehe er einsam und ohne die versprochenen großen Werke, die er zu schreiben gedachte, in einem Pariser Hotel starb. Aber für den Leser ist es schließlich gleichgültig, ob Oskar Wilde noch an seine Weiße glaubte, als das Leben ihn wieder umfing. Im Moment, als er seine Schmerzen und sein Gelübde und seine Ergebenheit in das strafende Schicksal nieder-

schrrieb, führte sicher keine Unaufrichtigkeit die Feder, erfüllte ihn sicher der ausgesprochene Gedanke. Wer würde Stimmungen Lügen heißen? So ist De profundis ein menschliches Dokument tiefster Seelenoffenbarung, ein Dokument, in dem würdend Tragisches und Groteskes zusammenliegt. Die Anmerkungen, die Max Meyersfeld dem Buche gegeben, orientieren zwar und ergänzen verschiedene Anspielungen im Texte, tragen aber doch einen akademischen Charakter, der manchmal ein Lächeln abzwängt. Die Noten zum Beispiel über Girolamo Savonarola (Seite 177) oder über George Dinet (Seite 187) bedeuten in ihrer feinsten neuen Gouvernantenhaftigkeit eine Degradierung des Lesers zum Tertiarer.

Hermann Stehr: Drei Nächte (G. Fischer, Verlag, Berlin.)

Ringens und Kämpfen heißt das Motto aller Bücher des schlesischen Dorfschullehrers, der kein Erstorbener im Amte ist, sondern heßhörig und heßsichtig auf Entdeckungsfahrten in heimatischen Landen und heimatischen Seelen ausgeht. Schon in seinen allerersten Romanen: Auf Leben und Tod, fiel die unerbittliche Realist auf, mit der Stehr auf der sonnenlosen Seite Schatten und Dunkel des Lebens malt. Ein düsteres Grau in Grau ist lange die Farbe seiner Bücher geblieben, auch jetzt noch darf niemand von Stehr einen rosigen Abglanz von Welt und Menschen in seinen Geschichten erwarten. Aber doch ist es leichter um und in ihm geworden, sein bohrendes Grübeln stößt nun zuweilen auf glänzendes Gold, ein Stück Wiesengrün leuchtet, und nicht mehr liegt eine solche Starre über den Gesichtnissen, hinter denen stets das unheimliche harte Schicksal mit mitleidslosen strengen Augen stiert. In den drei Nächten kämpft und ringt wiederum ein Mensch und wiederum ein Lehrer um seinen Gott. Doch der Gott, um den Faber, den die Amtsbrüder den Verrückten nennen, ringt, ist nicht der Buchstaben-Gott, er ringt um den Glauben an die Gerechtigkeit der Welt und an sich selbst. Durch Familie und Jugend- und Mannesgeschick aus dem Gleise geschleudert, irrt er suchend nach dem rechten Ziel innerer Harmonie. Aber durch Wahn und Jertum reißt er und geunndet zu jener Auserziehung aus Zweifel, Verbitterung und Halbheit, aus der auch anderen Suchenden ein Ostern entspringt. Das Ostern im Herzen nähert sich Faber, der Fremdling in der Heimat, wieder den Menschen und trägt seine Erkenntnis des rechten Glaubens in die lustlose Welt. Stehr schießt die Dinge ein bißchen zu dogmatisch an, aber er weiß plastisch zu schildern, und wenn er den Leser durch die Abgründe seelischer Verworrenheit führt und, ein grausamer Anatom, Faser und Faserchen unterfucht, hält er den Leser fest im Damm seiner Verglebungskunst. Die starke Ehrlichkeit hinter den Zeiten teilt sich sofort mit; kein unterhaltames, aber ein durchgeföhntes Buch. Darum hat es auch die Kraft, das heiße, den berechnenden Effekt vergessende Gefühl des Autors auf den Leser zu übertragen.

J. V.

Kleines feuilleton.

Sprachwissenschaftliches.

Deutsche Vornamen und ihre Schicksale. Auch Namen haben ihre Schicksale. Jedes Zeitalter scheint bestimmte Vornamen zu bevorzugen. Man braucht so trasse Fälle gar nicht heranzuziehen, wie die zahlreichen „Werkers“ in der Sturm- und Drangperiode oder die vor etwas über einem Jahrzehnt grassierende Manie aus „Bismard“ einen Vornamen zu bilden. Und wenn es auch Vornamen gibt, wie zum Beispiel Johannes, Friedrich u. a., die an Beliebtheit seit Jahrhunderten nichts eingebüßt zu haben scheinen, so gibt es wieder andere, die heute ausgestorben sind oder allmählich verschwinden. Besonders von diesen haben einzelne eine ganz merkwürdige Entwicklung in ihrer Bedeutung durchgemacht. Bekannt ist ja, welche Bedeutung der Vorname „Michael“ bis weit über unsere Grenzen hinaus angenommen hat; der „Deutsche Michel“, ein dummer, verschlafener, zypselmüßiger Bauer, als Verkörperung des Deutschen Reiches. Auch „Nikolaus“ hat kein besseres Schicksal gehabt. „Nidel“, die Abkürzung davon, bezeichnet das, was wir mit dem Ausdruck „er ist ein Bauer“ sagen wollen. Daher auch die häufig gebrauchten Schimpfwörter: Dreunidel, Saunidel. Auch das „Pumpenidel“ zeigt das Wort in seinem zweiten Bestandteil (das Wort ist zusammengesetzt aus dem münsterländischen „pumpert“ = bierschrötig, plump und „nidel“, also etwa „ein großer Korb von Brot“). „Nuprecht“ hat sich zwar in der französierten Form „Robert“ erhalten. Aber was ist aus dem althochdeutschen „brudperacht“ = „der Ruhmglänzende“ geworden? Da der Name besonders in bäuerlichen Kreisen vorkam, nannte man den Bauern kurzweg „Nüpel“ und bezeichnete später damit einen ungeschickten, tölpeligen oder fleghaften Menschen. Auch der Name „Matthias“ hat eine ähnliche Entwicklung durchgemacht. Gab bei „Nüpel“ das Tölpelhafte den Ausschlag für die heutige Bedeutung des Wortes, so scheint bei „Matthias“ das Ungeübte, Romisch-Drollige, zum Vagen reizende seine Wirkung ausgeübt zu haben. Denn die Abkürzung davon: „Mat“ bedeutet etwas Ähnliches in den heute gebräuchlichen Zusammensetzungen „Piepmat“, „Hofen“, Hemdenmat“, „Mätgen machen“.

eg.